

Jesse Thoor

Peter Karl Höfler, der sich als Dichter Jesse Thoor nannte, ist 1905 in Berlin als Kind einer oberösterreichischen Familie geboren, die bald darauf wieder in ihre Heimat zog. Er hat in Linz und Steyr gearbeitet. Nach der Machtübernahme Hitlers ist er von Deutschland wieder nach Wien gezogen. Den Krieg und die Nachkriegsjahre hat er in England verbracht. 1952 ist er bei einem Besuch seiner Tante und von Freunden in Lienz gestorben. Das Register des Krankenhauses, in dem er einem Herzanfall erlag, vermerkt, daß der Betrag von 70 österreichischen Schillingen, die er bei sich hatte, zum Ausgleich der Unkosten verwendet wurde.

Er hat sich zeitlebens literarisch nicht durchgesetzt. Man kann Berühmtheiten aufzählen, die ihn geschätzt haben, Thomas Mann, Ringelnatz, Werfel, Alfred Neumann, Kerr. In Wien leben heute noch Freunde, die sein Andenken bewahren. Hubertus Löwenstein hat sich in der Emigration seiner angenommen. Alfred Marnau hat 1956, Michael Hamburger noch einmal 1965 sein Werk ediert. Aber ein Publikum hat er, der volkstümlich für das Volk geschrieben hat, weder zu Lebzeiten, da er ein einziges Buch veröffentlicht hat, 1948 seine Sonette, noch nach seinem Tode gefunden. Die beiden Ausgaben haben ihm nur einen kurzlebigen literarischen Ruhm eingetragen, ein Nachfolger Villons und Rimbauds zu sein.

Womit auch auf sein Vagantenleben angespielt wurde. Er war das, was man einen unbehausten Menschen nennen könnte, aber nicht im intellektuell-esoterischen Sinn, sondern proletarisch-sozialistisch. Er hat allerlei Handwerke betrieben und auch beherrscht, alle möglichen Berufe ausgeübt und war lange auf der Walz.

Michael Hamburger gibt einen Eindruck von diesem unsteten Wanderleben:

Er zog fechtend über das Land, klapperte in Graz sämtliche Klöster ab – wovon ein schönes Sonett berichtet – wurde einmal als Fechtbruder festgenommen, kam nach Südtirol und bis nach Mailand hinunter, machte auf einem Frachtschiff einen Abstecher nach Budapest, fand Verbindung mit österreichischen Künstlern und wurde übrigens auch auf diesen Sommerwanderungen seine Tuberkulose los.

Dazwischen hatte er versucht, zur See zu fahren; zuerst als blinder Passagier, wozu er sich stundenlang in einer mit einer Plane verdeckten Taurolle an Bord versteckte. Die Seeleute nahmen ihn nach seiner Entdeckung dann doch zur Unterhaltung mit: den kleinen Kerl, der viel erzählte und sang. So kam er bis nach Spanien. Eine Zeitlang lebte er in Rotterdam, wo er eine Weile bei einer Prostituierten unterkam und als Heizer und Trimmer auf Küstenschiffen anheuerte. Aus dieser Zeit stammte auch die Narbe eines tiefen und gefährlichen Messerstiches in der rechten Brustseite, den er bei einem Raufhandel in einer Hafenkneipe empfing.

Gearbeitet hat er nach Zeugnissen von Freunden, um wieder eine Weile leben zu können. Im „Autobiographischen Sonett“ schildert er sein Leben:

*Am 23. Jänner 1905 unter Schmerzen im Schatten einer Monarchie geboren
Auf Stroh, mit Lumpen zugedeckt, später das Schädelchen kahl geschoren,
Gelernt bei den grauen Schwestern Beten, Singen und Speichelschlucken,
Wenn Luft im Magen gärt und Träume wie der Frühling seinen Nacken jucken,
Wer nimmt es da dem Knaben krumm, daß er die Welt erbost beschaute?
Ihm sproß die junge Republik gewiß nicht artig um den dünnen Bart.*

*Ein Rest Tabak aus seinem Munde und drei Tropfen Blut, auf diese Art
Galt es gleich viel, als er der Freiheit Unterkunft und Barrikaden baute.*

Alle, die ihn gekannt haben, berichten von einer wenigstens zeitweiligen Abneigung gegen alles hochgeistige Geschwätz. Man könnte ihn auch einen Arbeiterdichter nennen. Vor allem in seiner Berliner Zeit war er als unerschrockener Roter bekannt. Er war auch KP-Mitglied, zumindest Sympathisant, hat sich aber dann vom Kommunismus losgesagt, was ihm das Leben in der Emigration nicht erleichtert hat.

Man kann sagen, daß er zum literarischen Berufsleben, ja zum Berufsleben überhaupt, keine Beziehung hatte. Den Konsumterror hat er abgelehnt, bevor man noch wußte, daß es so etwas gibt.

Aufgetaucht ist der Name Jesse Thoor in den letzten Jahren gelegentlich bei einer Lesung antifaschistischer Literatur. Viele Gedichte zeugen von seinem Kampf gegen Hitler. Ich zitiere aus dem „Sonett vom guten Willen“:

*Aus Nürnberg haben sie bei Sturm und Hagelschlag mich ausgestoßen.
In Hamburg löschten sie mir niederträchtig beide Augen aus.
Mit Lüge haben sie in München meine Seele übergossen.
Den letzten Rest Vernunft, den schlugen sie mir in Berlin hinaus.*

*So habe ich das Sterben fürchterlich und tausendfach erlitten,
da ich – nicht Mensch noch Tier mehr – stöhnend aufgeschrien,
als sie, die Tollen mir das Herz in meiner Brust entzweigeschnitten.
War es an jenem Tage der Gewalt im März, war es in Wien?*

Wir haben Zeugnisse über seine Wiener und seine Londoner Zeit. In London war Jesse Thoor, der offenbar schon immer utopische religiöse Ansichten hatte, zum Mystiker geworden. Manche hielten ihn schlicht für einen Narren. Marnau spielt den Mystizismus hoch, Hamburger herunter. Ich zitiere zuerst Marnau:

... Er, der zeitlebens das Englische nicht anders als nur mühsam gebrauchte, ließ auf der Straße mit erhobener Stimme und in deutscher Sprache seine Rede erschallen – und das, während vom Primrose Hill die Abwehrgeschütze donnerten. Nicht minder grollten seine Sätze... Was erläuterte er damals? Bewegungen innerhalb der geheimnisvollsten Dreieinigkeit... er folgerte aus seinen Einblicken Satz um Satz das unabwendbare Kommen der dritten Gottheit, ihren bevorstehenden Einbruch in den Menschen..., so daß mich Grauen eher vor seinen Gesichtern packte, als vor den berstenden Geschossen rings um uns. Denn indessen wir von den scheelen Blicken der Vorübereilenden abgewertet wurden, rief mir Jesse Thoor mitten im Kriege zu, daß eine wundersame Offenbarung bevorstehe: Die Bezeugung der körperlichen Himmelfahrt der Frau in der mutter-göttlichen Gestalt Maria.

Bei Hamburger liest sich das so:

Die bürgerlichen Konventionen und Werte lagen dem christlich-visionären Dichter der letzten Jahre noch viel ferner als dem roten Vagabunden der früheren... Da er nun alles symbolisch deutete, war der englische Dichter Stephen Spender für ihn erledigt, nachdem er als Gast bei einem gemeinsamen Abendessen das Brot geistesabwesend zerkrümelt und sich damit als Bürger bloßgestellt hatte – der die geheiligte Materie verachtet und vergeudet... Die erschütterndste Begegnung, an die ich mich erinnere, fand statt, nachdem Höfler zum Verlag Faber gegangen war, um T.S. Eliot eine goldene

Blume zu schenken und ihn zu bitten, ihm ein Schiff zu kaufen, in dem er wie der fliegende Holländer das Meer zu seinem Wohnort machen wollte. Bis zu Eliots Büro war er überhaupt nicht gelangt, sondern schon von der Sekretärin als Wahnsinniger abgewiesen worden. Er hatte Eliot, wie alle Menschen, an seinem eigenen Maß gemessen; von dem englischen Dichter hatte er wohl kaum etwas gelesen, wußte aber, daß er ein christlicher Dichter war. Die Enttäuschung hatte wenig mit der Vereitelung des Vorhabens zu tun: wieder war ein Symbol zerstört worden, ein Bild in den Schmutz gefallen. Das zerrüttete ihn tagelang.

Was für eine Erscheinung: Vagabund, Klassenkämpfer und christlicher Mystiker! Als Autor hat er aus dem Volkston und der Umgangssprache mit kämpferischem Engagement eine eigenständige Dichtung entwickelt. Er hat Lieder geschrieben, die danach verlangen, gesungen zu werden. Vielleicht könnten die Liedermacher, denen nichts einfällt, zu den Gedichten des Konsumverweigerers Jesse Thoor greifen.

*Ich, der Dichter Jesse Thoor –
Dem Zünglein, Zeh und Ohr und die Seele fror!
Wenn der März alle Bäche taut,
singe ich wieder laut...*

Hans Heinz Hahnl, aus Hans Heinz Hahnl: *Vergessene Literaten. Fünfzig österreichische Lebensschicksale*, Österreichischer Bundesverlag, 1984